

linien doch sehr abstrakt formuliert wird und eigentlich wenig auf kirchliche Grundvollzüge zurückgekoppelt wird. Die *Initiationssakramente* (Taufe, Eucharistie, Firmung) werden mit einem Satz erwähnt. Gerade über sie läuft aber der „natürliche“ Weg zu einem bewußten, im Sinne des Papiers substantiell identifizierten Christsein. Hält man trotz fruchtbarer Ansätze z.B. in den entsprechenden Synodenpapieren an einer noch ritualistischen Praxis fest (taufen und firmen, wer sich meldet bzw. gemeldet wird), wie sollen dann die „inneren Kreise“, die zugleich befähigt sind, in die äußeren auszustrahlen und „Inseln der Solidarität“ zu schaffen, wachsen?

Ein *vierter Gesichtspunkt*: Trotz sehr differenzierter Darstellung erweckt das Papier nicht den Eindruck, die Faktoren des sozialen Zusammenlebens, die kirchendistanzierte und glaubensferne Menschen erst schaffen, voll in den Blick zu nehmen. Um nur ein Beispiel zu nennen: Die *Familie* wird als Zelle der Sozialisation und Bezugspunkt des einzelnen mit Nachdruck herausgestellt; zu ihrer Fähigkeit oder Unfähigkeit zu religiöser Erziehung findet sich aber kaum ein Satz. Wenn aber einerseits betont wird, die *Verantwortung für die religiöse Erziehung* solle nicht zwischen Religionsunterricht, Gemeinde und Familie durch gegenseitige Anklage hin- und hergeschoben werden, und andererseits gesagt wird, der Religionsunterricht könne wenig bestimmtes religiöses Bewußtsein und kaum Praxis voraussetzen, so fragt man sich (vgl. auch ds. Heft

S. 433ff.), woher kommen die religiös verkümmerten Schüler, wenn nicht aus religiös verkümmerten Familien?

Kritische Rückfrage an die Kirche selbst

Schließlich ein *fünfter und letzter grundsätzlicher Aspekt*, der insgesamt der wichtigste sein dürfte. Das Papier ist zwar von dem Bemühen geprägt, eine offene Kirchlichkeit zu zeichnen, wenn es auch vor einer offenen Kirche – offen als „konstitutives Element“ – warnt (warum eigentlich?). Es plädiert nicht für eine ängstliche Überidentifikation, sondern für die schon zitierte „grundlegende Bindung“, die geistigen Bewegungsraum läßt. Aber das Papier beschreibt auch hier vornehmlich Rahmenbedingungen und macht nicht die Probe aufs Exempel. Es unterläßt es, nicht nur zu untersuchen, wo überflüssige Eingenungen abgebaut werden sollten, sondern es fragt wenig oder gar nicht nach *kirchlichen Ursachen von Entfremdung*, unterläßt also die kritische Rückfrage an die eigene Adresse, die Ausgangspunkt der vom Papier vertretenen Pastoral sein könnte. Die Konflikte im ethischen Bereich werden zwar genannt, aber die Frage, wo kirchliche Moral durch Verkümmern oder Übertreibung die Christen Glaube und Kirche entfremdet, wird eigentlich nicht gestellt. Ohne solche Rückfragen bleiben die guten Ansätze etwas in der Luft hängen. *D. A. Seeber*

Interview

Wertwandel und Wertzerfall. – Psychosoziale und weltanschauliche Aspekte

Ein Gespräch mit Professor Alexander Mitscherlich

Für die Weihnachtsausgabe 1976 hat die „Frankfurter Allgemeine Zeitung“ eine Umfrage unter bekannten Persönlichkeiten der Bundesrepublik über den „Wandel unserer Wertvorstellungen“ veranstaltet. Unter den zahlreichen sehr unterschiedlich zu bewertenden Stellungnahmen fanden wir den Beitrag des Direktors des Sigmund-Freud-Instituts in Frankfurt und bekannten Psychoanalytikers und Sozialpsychologen Prof. Alexander Mitscherlich besonders bemerkenswert. Er erschien uns beispielhaft zu sein für eine zahlreiche intellektuelle Zeitgenossenschaft, die, ob „links“ oder „rechts“ stehend, von christlicher Wertbegründung weit entfernt, sich über den Gang der Gegenwart beunruhigt zeigt. Wir stellen Professor Mitscherlich dazu einige Fragen. Daraus entwickelte sich das folgende Gespräch. Gesprächspartner war D. A. Seeber.

HK: Herr Professor Mitscherlich, in einer Äußerung zum Thema „Wandel unserer Wertvorstellungen“ – ich beziehe mich auf die FAZ vom 24. Dezember 1976 – schreiben Sie, „ohne gemeinsame Wertvorstellungen und ohne das Anerkennen ihres verpflichtenden Anspruchs muß jede Gesellschaft an ihrem ungehemmten Egoismus zugrunde gehen“. Sehen Sie die Gefahr einer solchen Entwicklung?

Mitscherlich: Wenn Sie damit das Entstehen neuer Intoleranz meinen: ja. Jahrtausende sind hingegangen nach dem Muster mon-archischer Herrschaften, wobei ich unter Herrschaft im weitesten Sinne Regelung der Lebensverhältnisse politisch, weltanschaulich, moralisch meine. Ein Mann, eine Gruppe gaben die Richtung an, die Marsch-

route durch die Welt. Wir dagegen sind Verwirrte, „Babylonier“: Zeitgenossen, vielfältig ohne gemeinsam anerkannte Orientierungslinien, freier und vaterloser zugleich; schon der Protestant und der Katholik orientieren sich verschieden und der Kapitalist und Maoist natürlich noch unterschiedlicher. Es gibt also in unserer Gesellschaft keine objektive Welt dessen, was man meint, wenn man von gemeinsam verpflichtenden und durchsetzbaren Wertvorstellungen spricht.

HK: Ich vermute in Ihnen zuletzt jemanden, der sich einer solchen Entwicklung verweigern würde, aber ein gewisses Erschrecken gegenüber babylonischer Sprachverwirrung im 20. Jahrhundert muß ich aus dem, was Sie jetzt sagen, und aus dem, was Sie in dem zitierten Beitrag über Wertzerfall gesagt haben, doch herauslesen.

Mitscherlich: Dann lägen Sie vermutlich ganz falsch. Das Problem ist ein anderes. Sehen Sie, ich habe, aus einer der fortschrittsfeindlichen Industriellen- und Gelehrtenfamilie stammend, mein ganzes Leben lang dagegen von links opponiert. Ich habe für den Abbau sozialer Verfassungen gekämpft, die freiheitsfeindlich und mißtrauisch und unbeweglich gegen jede Neuerung sind und die jene, die mit ihnen nicht konform gehen, zu Ketzern stempelten. Solche Gesellschaften, Systeme, erleichtern zwar die Orientierung durch Vereinheitlichung...

„Es ist eine eminent historische Verführung, sich den Pluralismus zu erleichtern“

HK: Solche Systeme machen die Orientierung aber auch praktikabler und problemloser...

Mitscherlich: Sicher auch praktikabler, aber es ist doch so, daß in solchen Gesellschaften die Leute, die herausragen, die den längsten Hals haben, dann am wahrscheinlichsten durch die Guillotine den Kopf verlieren, weil sie nicht auf Parieren eingestellt sind. Ich hoffe, das 19. Jahrhundert wird noch einmal gepriesen werden, und ich preise es heute schon, weil in ihm relativ viel Pluralismus entstanden ist, ohne daß er sogleich niedergeknüppelt wurde. Aber, wenn ich am Ende meines Lebens so betrachte, was die K-Gruppen für Bekenntnisse ablegen, so muß ich sagen, das ist für mich unendlich enttäuschend. Das ist genau wieder der Rückschritt zum „Mon-archischen“, wo nur ein Mann, ob es Mao oder sonst wer ist, oder eine Richtung als Abglanz einer omnipotenten göttlichen Figur alle Entscheidungen kennt und weiß.

HK: Sind da nicht zwei Probleme: erstens die Gefahr – ich zitiere Sie selbst – eines „progressiven Wertzerfalls“, weil man sich über gemeinsame Wertorientierungen nicht verständigen kann, zweitens die Schwierigkeit, den bestehenden Weltpluralismus politisch in Toleranz und ohne Regression in totalitäre Ideologien durchhalten zu können?

Mitscherlich: Das sind in der Tat zwei Seiten ein und derselben Medaille. Der Pluralismus gibt größere Entscheidungsfreiheit, aber er ist viel orientierungsschwieriger als der mon-archische Befehl. Es scheint mir die eminente historische Verführung zu sein, daß man in Situationen, die nicht leicht zu überblicken sind (wo man nicht weiß: wer ist richtig informiert?), diesen Pluralismus erleichtert; z. B. indem man sich beim Stichwort „Ordnung“ plötzlich nicht mehr erinnert: da gab es jemanden, der mit „Deutschland, Deutschland über alles“ einmal „Ordnung“ geschaffen hat. Es geht um die schreckensbeschwörende Versuchung des Nicht-durchhalten-Könnens von Toleranz, um die Gefahr der Regression abermals in den Zustand politischer Unfreiheit.

HK: Also doch der Pluralismus selbst das eigentliche Problem?

Mitscherlich: Nein; nur der Pluralismus ist absolut unauflöslich verbunden mit der menschlichen Eigenschaft der Geduld. Aber es gibt diese Eigenschaft ja. Wir sind keine Triebwesen, die jeweils hier und jetzt Befriedigung erhalten oder erhalten müssen. Wir sind auch nicht gemütlöse Menschen, die überhaupt keine Schwankungen kennen; wir sind keine Roboter. Freilich – das ist jedenfalls meine Erfahrung – brauchen Chancen für die Freiheit eine lange Vorbereitungs- und Verarbeitungsfrist, in der man auch die kleinsten Pflanzen der Freiheit begießen müßte. Wenn ich z. B. daran denke, was jetzt hier in Frankfurt mit den sog. Kitas (den Kindertagesstätten) geschieht, so wird man doch sagen müssen, daß hier trotz aller Fehler, die gemacht worden sind, ein Alternativmodell vorliegt. Aber das paßt natürlich sofort wieder irgendwelchen Leuten aus rein parteipolitischen Gründen nicht, und weil nicht sie, sondern andere, politische Gegner, die Sache erfunden haben, soll sie dazu verdammt werden, wieder zugrunde zu gehen.

HK: Aber das sind doch Fragen innerhalb des normalen Maßes parteipolitischer Auseinandersetzung, die ihrerseits Voraussetzung sind, damit Pluralismus politisch funktioniert. Daß solche Entscheidungen auf keiner Seite von ideologischen Vorurteilen frei sind, ist einleuchtend, aber für politische Auseinandersetzungen wohl auch selbstverständlich.

Mitscherlich: Schon, aber bedenken Sie, seit Adenauers Zeiten hat sich unsere politische Welt doch sehr verhärtet. Wenn ich an Männer wie Strauß denke, das sind doch reine Polemiker, reine Machtpolemiker. Politik soll in ihren politischen Phantasien bewirken, daß die Leute möglichst einsinnig und einköpfig organisiert werden und bleiben. Ich könnte Ihnen das, wenn ich den Komplex zu analysieren hätte, an einschlägigen Beispielen zeigen. Wer als Politiker im Wahlkampf die absolute Mehrheit erringt, sollte tief erschrecken. Er ist der Gefahr der Unterdrückung bedrohlich nähergerückt. Umgekehrt finde ich es belemmernd, daß unsere Anarcho-Chaoten es ganz ohne Not erleichtern, daß die reformatorischen Ansätze in ein reaktionäres Kielwasser geraten.

„Nicht nur paradiesische Zustände, sondern eine schrecklich gefühllose Apathie“

HK: Wenn das so ist oder so wäre, dann wären das Verhärtungen politischer Auseinandersetzung, als Folge vielleicht auch Verhärtungen im System. Daß hiervon auch Werte, möglicherweise politische Grundwerte betroffen sind, ist klar. Wenn ich aber nach der Gefahr des Wertzerfalls fragte, dachte ich an Wertorientierungsverluste der Gesellschaft, als Lebensfeld des einzelnen. Deshalb zurück zu meiner Ausgangsfrage. Wenn Sie von Wertverlust sprechen, stehen dann Institutionen im Vordergrund, die Werte im pluralistischen Staat nicht vernehmbar zu vertreten vermögen, oder denken Sie in erster Linie an Werthaltungen, an Gesinnungen?

Mitscherlich: Ihre Unterscheidung scheint mir nicht so furchtbar wichtig zu sein; das eine ergibt das andere oder das andere das eine, je nachdem. Wertzerfall gibt es für mich dort, wo nicht realisiert wird, daß es nicht nur Kontrolle im Sinne der Befreiung, also demokratische Kontrolle der Machtträger, sondern auch Kontrolle im Sinne der Bindungen geben muß. Wenn es da Leute gibt, die behaupten, daß solche Bindungen nicht nötig sind, daß man alles aus dem Ärmel schütteln kann, dann bin ich nicht ihrer Meinung. Wertzerfall ist für mich deutlich sichtbar, wenn ich sehe, und das ist geradezu phantastisch, mit welchem Anspruch viele Jugendliche auftreten. Das ist an sich natürlich, wenn ich daran denke, wie zur Zeit der beginnenden Studentenunruhen 1966/67 bei der Immatrikulationsfeier im Auditorium Maximum der Uni-Hamburg ein großes Transparent entfaltet wurde: „Unter den Talaren der Muff von 1000 Jahren“. Das war ein richtig frecher Spott, wie er jugendlichen Menschen ziemt. Da war man aufgefordert, sich über den Ärger der Alten zu amüsieren, die da nicht mitmachen, die Provokation nicht auffangen konnten. Stellen Sie sich vor, der Rektor hätte mitgelacht; alles wäre dann völlig anders gelaufen. Aber wenn ich jetzt sehe, daß man sich nichts anderes vorzustellen vermag als eine Utopie der allseitigen Befriedigungsmöglichkeiten: möglichst alles in nächster Nähe, möglichst alles rasch erreichbar: Essen, Schlafen, sexuelle Beziehungen ...

HK: Also fehlgeleitete Emanzipation, Reduktion der Freiheit auf Bedürfnisbefriedigung?

Mitscherlich: Für mich ist das einfach kaltblütige Uninteressiertheit an Opfern. Wenn ich etwas erreichen will, muß ich Opfer bringen. Das gilt für den Beruf: Ein Bankmann erzählte mir dieser Tage, man habe in seiner Bank einen jungen Mann gesucht für kleine Aufgaben, die leicht zu erledigen sind. Es hätte sich ein Abiturient gemeldet, und den hätte man gefragt, wie er sich seine Tätigkeit vorstelle. Seine Antwort war: ein halbes Jahr wolle er das machen und dann solle man ihn zu einer Bank in England schicken. Warum soll man aber jemand, der noch nichts kann, nach London schicken? Bei der sexuellen Freiheit ist es genauso.

Es scheint da eine uferlose Vorstellung von paradiesischen Zuständen zu geben. Aber es sind nicht nur die paradiesischen Zustände, sondern es ist zugleich eine schrecklich gefühllose Apathie. Ich möchte sagen, der menschliche Koitus ist bis auf den Hund gekommen. Er war als Erfahrung nicht einer verbotenen Lust, sondern als Erfahrung des Mitmenschen ja schon in der christlichen Epoche verdammt angeschlagen und ruiniert. Aber daß dann Freiheit, sexuelle Freiheit gewährt wird, und diese sexuelle Freiheit dazu führt, daß sie nur quantitativ verstanden wird, nach einer Art Hau-den-Lukas-Stil, nach Jahrmarktmanier, das ist doch erschreckend.

HK: Wenn wir von Wertverlust, von Wertzerfall sprechen, müssen wir trotz solcher unleugbaren Erscheinungen doch fragen: Gibt es nicht auch Werte, die, wenn schon nicht neu entdeckt, so doch heute deutlicher bewußt werden: ein größeres Empfinden für soziale Ungerechtigkeiten, eine größere Bereitschaft zum Abbau von Rassenvorurteilen, mehr Bemühen um mehr Partnerschaft. Das alles mag zwar nicht aus einer gefestigten Moralität kommen, sondern wohlverstandenen Interessen entsprechen; aber ein Mehr an Humanität bei allen sonstigen Zerfallerscheinungen ist es wohl doch?

Mitscherlich: Ich würde das auch so sehen. Man ist besonders im Alter geneigt, dunkler zu färben, als es gerecht ist. Wieviel echtes partnerschaftliches Verhalten sich tatsächlich entwickelt hat, inwieweit also mehr Freiheit für alle aktuell geworden ist, das läßt sich vermutlich schwer beurteilen. Aber es gibt diesbezüglich sicher ein stärkeres Bewußtwerden als eine kollektive Errungenschaft. Als ich ein Junge war, habe ich mich immer gewundert, daß meine Mutter mit den Diensthofen Krach bekam und daß diese fortwährend rausgeschmissen wurden; manches Mädchen ist weinend weggegangen. Man hat ihnen ganz leicht zugemutet, daß sie etwas gestohlen hätten. Jedenfalls war das Dienstmädchen „not quite our class“ und damit ein Ablaplatz für Affekte, für Vermutungen, für Verdächtigungen, Projektionen. Oder ich erinnere mich an die englische Lady in Indonesien, die mir auf meine Frage zur sozialen Lage der dortigen Bevölkerung sagte: Ja wissen Sie, die Leute sterben hier viel leichter. Diese gemeine Art des Denkens in Zwei-Klassen-Kategorien: das ist unsere Klasse, da gehöre ich dazu; die anderen, ja wenn es denen so schlecht geht, dann sind sie wohl selber schuld daran: diese Haltung hat sich geändert.

„Übereinkunft pluralistischer Art kann erstritten werden“

HK: Wenn wir andererseits bei der Frage nach dem Wertzerfall bleiben und dabei noch etwas mehr ins Grundsätzliche gehen, dann stellt sich mir die Frage, ob der veränderte Sinn für Wertrelationen nicht mit unserer Neigung zur rein funktionalistischen Interpretation von Welt, Mensch und Gesellschaft zu tun hat. Der Mensch, so sagt

man, ist determiniert durch seelische, soziale, genetische Baugesetze. Was soll da wertbezogene Verantwortung? Das Richtige ergibt der Ablauf der Funktionen oder die richtige Interpretation ihrer Gesetze. Und was sich von dort nicht ergibt, ist nicht. Übergeordnete Wertordnungen, die mein Handeln betreffen und leiten sollen, scheinen da aber überflüssig oder jedenfalls nicht sehr gefragt zu sein.

Mitscherlich: Ich weiß nicht, ob wir da weiterkommen. Sie sind Katholik, kommen von einer katholischen Zeitschrift, und ich nehme deshalb an, daß Sie mit Offenbarungswissen und Offenbarungsglauben umgehen können und die Bereitschaft haben, das zu tun. Das ist die Welt, aus der Sie kommen, in der Sie leben. Es gibt für jeden Formen der Auseinandersetzung mit den Glaubensinhalten, die ihn zur Entscheidung zwingen. Es ist, glaube ich, eine der wichtigen Entscheidungen, die man im Leben treffen kann, von welcher Basis aus man sich orientieren will. Kann ich durch meine innere Statur, meine innere Konstitution mich an Glaubenssätzen orientieren, oder muß ich mich für einen gewissen Radikalismus im umgekehrten Sinn entscheiden, daß ich sage, solange meine Fähigkeit vorhanden ist, die Welt empathisch, mit Einfühlung, zu erfahren, solange dies als menschliche Möglichkeit besteht, möchte ich sie benützen, möchte also mein Wissen aus der Mitmenschlichkeit beziehen und nicht aus der Tatsache, daß es auch einen Gott geben soll. Gewiß, wir beobachten Wertzerfall; wir können dem auch nicht widersprechen, daß ein ausufernder Funktionalismus unsere Interpretationen menschlichen Verhaltens beherrscht. Die Frage bleibt offen, warum hat es die Dialektik so schwer, unser Denken zu beeinflussen; warum Methodenmonismus, wo nur Vielfältigkeit korrigierbare Ergebnisse bringen kann?

HK: Ich habe jetzt weder Gott noch ehernen Ordnungen im Hinterkopf gehabt, sondern wollte zunächst lediglich ein vermeintliches Grundgesetz moderner wissenschaftlicher Rationalität ansprechen, nach dem sich der Mensch aus seinen Funktionsabläufen und Rollendeterminationen erklärt. Und ich frage mich, ob bzw. wieweit das stimmt. Vielleicht ist es möglich, aus psychischen Gesetzmäßigkeiten zu erklären, warum ich mich sexuell nicht beliebig verhalten kann? Vielleicht läßt sich aus der Funktionsbedürftigkeit der Gesellschaft – menschliches Zusammenleben muß funktionieren – erklären, warum Opfer notwendig sind. Aber was motiviert mich, daß ich das Opfer auch bringe?

Mitscherlich: Gut, gut. Ich wollte nur erkunden, ob eine Entscheidung gefordert wird. Ich möchte das vermuten. Genügt die Orientierung an rational erarbeiteten Gesetzen? Sie tut es – wie eben ausgeführt – nicht. Gesetze ersetzen nicht unbedingt Gebote. Ich meine, da muß man sagen, Einhelligkeit. Aber immerhin: Übereinkunft pluralistischer Art kann erstritten werden – ohne Kreuzzüge. Wir brauchen nicht mehr in Kreuzzugskriege ausarten, nicht mehr in verschiedenster Weise definitive Stellungen

beziehen, sondern wir können sagen, wir müssen lernen, zu erkennen, wie die Welt aussieht: agonal, aber nicht destruktiv, auch nicht als ein Kampf der denkenden Menschheit gegen die nichtdenkende oder der denkenden gegen die glaubende, als ob es definitiv gültige Erfahrungen gäbe; ich glaube, solche Erfahrungen gibt es wahrscheinlich nur in sehr beschränktem Ausmaß.

HK: Wenn ich Sie richtig verstehe, so sehen Sie aus Ihren Erkenntnisvoraussetzungen heraus und als Basis demokratischen Zusammenlebens Toleranz, wenn nicht als einzige, so doch als Grundwert bzw. als Werthaltung schlechthin an. Da fällt mir gerade ein Satz von Helmut Schelsky ein, der in der gleichen Umfrage der FAZ die Festlegung der Parteien auf gemeinsame Grundwerte als „intellektuelle politische Gedankenschwäche“ oder gar als eine „Rückkehr ins Mittelalter“ bezeichnet und versichert, er sei gerne bereit, im gleichen Staat mit dem „Linkssozialisten“ Abendroth wie mit den Anhängern des Erzbischofs Lefebvre zusammenzuleben, wenn diese sich nur an die Verfassungsgrundrechte und an die Gesetze hielten. Wie ich aber zu Schelsky sagen würde, Verfassung und Gesetze funktionieren nicht im luftleeren Raum, wenn keine verbindenden Überzeugungen dahinter stehen, können sie sich sehr auch zum Nachteil politischer Grundfreiheiten ändern, so möchte ich Sie fragen, genügt Toleranz oder wie kommt man über Toleranz zum Konsens?

Mitscherlich: Man kann uns allen nicht den zweiten Schritt vor dem ersten abfordern. Toleranz in der menschlichen Gesellschaft zu verwirklichen ist eine gewaltige erste Aufgabe. Wir sollten versuchen, sie als ersten Schritt zu tun, ob sie zu Konsens führt oder nicht. Toleranz ist übrigens in einem Verhältnis, das weitgehend im Dissens verläuft, die größere Herausforderung an die Lebenskunst eines Menschen. Dieses ganze Bezugssystem zwischen Konsens und Toleranz und ihrem Verlust ist übrigens schwer auf gültige Weise zu generalisieren. Ich persönlich halte aus meiner eigenen inneren Geschichte, wenn ich mich mit mir als historischem Wesen beschäftige, Toleranz für das A und O menschlicher Gesellschaft. Ich muß das, wenn ich mir den Weg der menschlichen Gesellschaften von der Barbarei zur Mitmenschlichkeit vergegenwärtige. Die Toleranz als einziger Orientierungspunkt des Zusammenlebens, wie das oft gefordert wurde, heißt solche Forderung überanstrengen. Es geht doch um das permanente Zusammenprallen von Toleranz und Intoleranz, wobei der Ausgang des Ringens im vorhinein nicht festliegt.

HK: Sie sprechen vom ersten Schritt, was wäre der zweite?

Mitscherlich: Die Weiterentwicklung in Richtung auf Entscheidungen, in denen ich tolerant bin, die agonal zustande kommen und die, wenn sie demokratisch getroffen sind, gemeinsam akzeptiert werden. Die anderen akzeptieren heißt aber auch sich selbst ohne Beschönigung ertragen. Anders kann ich mir Toleranz nicht vorstellen. Ich

sehe aber keinen anderen Weg zum Konsens. Wir haben einfach kein Arsenal definitiver Handlungsanweisungen, an denen wir uns in allen Lagen orientieren könnten. Wir brauchen deshalb ständig gegenseitige Hilfe und müssen lernen, diese Hilfe selbst wieder zu kontrollieren und zu korrigieren.

„Was haben wir eigentlich für Glückserwartungen?“

HK: Vielleicht können wir unter dem Stichwort Wertzerfall noch auf einen Gesichtspunkt zurückkommen, der bei Ihnen auch schon aufgetaucht ist. Ich meine die herrschenden Muster von Glückserwartung. Diese sind, so hat man den Eindruck, und Sie haben es angedeutet, ob materieller oder immaterieller Natur, sehr stark auf unmittelbar nutzbare Bedürfnisbefriedigung gerichtet. Wird nicht vor allem dadurch die Erhaltung und Durchsetzung von Werten, seien es institutionelle, seien es Werthaltungen, soweit diese Verpflichtung, Bindung, auch Kompromiß bedeuten, erschwert?

Mitscherlich: Es ist nicht einfach, Werte unbeschädigt, aber nicht verknöchert zu erhalten. Das ist eine der großen Schwierigkeiten des Regierens. Für mich steht fest: Es gibt da kein Black and White, kein Entweder-Oder, sondern eigentlich, Sie haben das Wort eben genannt, Kompromisse, trotz aller Nebentöne, die bei Benützung dieses Wortes anklingen. Kein Entweder-Oder, sondern ein Sowohl-als-auch. In der Nacht, in der wir leben als schlecht miteinander zurechtkommende Wesen, brauchen wir jeden Schimmer von Licht, von Enlightenment. Aber gerade dieser Umgang miteinander ohne sture Interessensfixiertheit und ohne definitive Meinungen ist ja so schwer...

HK: Wird dies durch die vorherrschenden Muster von Glückserwartung, das war meine eigentliche Frage, nicht zusätzlich erschwert? Und sind davon die zwischenmenschlichen und sozialen Beziehungen nicht durchgehend betroffen? Um ein, wie ich meine, einleuchtendes Beispiel zu nehmen: Die Orientierung an kurzfristigen Interessen, an unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung bei der älteren wie bei der heranwachsenden Generation erschwert das Eingehen langfristiger Bindungen, auch von Bindungen, die für die Stabilität einer Gesellschaft notwendig sind. Vor allem aber scheint mir die Orientierung einseitig an unmittelbarer Bedürfnisbefriedigung – auch im Erziehungs- und Sozialisationsprozeß – auf Kosten der Stabilität von Primärgruppen zu gehen, auch auf Kosten von Ehe und Familie.

Mitscherlich: Ich vermute da Tabus. Vielleicht sprechen Sie von der Unauflöslichkeit der Ehe. Was haben denn wir – die Leute – eigentlich für Glückserwartungen? Das sollte man unpräzise, unaggressiv empirisch untersuchen. Wie sollte man denn langfristig etwas im Auge behalten können, wenn alles auf „quick“ und „ready made“

eingerrichtet wird. – Wie das Glück beschaffen sei, ist den Menschen nie leicht gefallen, sich vorzustellen. Ist Glück ein Zustand – „denn alle Lust will Ewigkeit“ – oder stellt es sich in einem Prozeß her, findet sich ein und kann auch wieder gehen, zerbrechlich, verscheuchbar wie es ist? – Für Unglück stellen sich die gleichen Fragen. Von Stabilität kann keine Rede sein. Gesellschaft kann höchstens dazu erziehen, wie man Glück macht, aber sie kann es nicht garantieren. Sicher ist Dauer unerlässlich zur Stabilisierung, zur Verfestigung der Identität. Aber nicht alles ist wert konserviert zu werden – auch auf Primärgruppen trifft das zu.

HK: Ich meinte nicht die Unauflöslichkeit der Ehe, über die wir uns sicher nicht werden einigen können, sondern mir ging es um die Illustration dessen, was ich mit Erschwerung von Bindungsfähigkeit und ihre Auswirkungen auf gesellschaftliche Primärgruppen meinte. Es könnte ja sein, daß menschliche Bindungen insgesamt in der großen Anonymität weniger stabil sind oder noch weniger stabil werden.

Mitscherlich: Wir sollten, glaube ich, doch bei Ihrem Beispiel Ehe bleiben. Man ging bei der Ehe als unauflöslicher Gemeinschaft von einer Orientierung aus, als ob der Mensch und seine Einsichten etwas Unwandelbares wären, etwas womit man geboren wird und was man dann entfaltet. Das lasse sich zwar in der Begegnung der Geschlechter nicht ganz harmonisieren, aber aus dem darauf aufbauenden Zusammenleben der Partner werde doch etwas im großen und ganzen Unwandelbares. Es gibt aber z. B. die Tatsache, daß ein Mensch begabt ist für manches und für manches nicht, und daß diese Begabungen zum Zuge kommen in verschiedenen Lebensaltern. Es kann also z. B. sein, daß eine Frau als Hausfrau in einem ganz und gar nicht negativen Sinne sich betätigt und meint, in diesem Felde ihren endgültigen Partner gefunden zu haben. Irgendwann entdeckt sie für sich, für ihre Zufriedenheit neue Chancen. Sie kann z. B. berufstätig werden, selbst etwas kreieren, und da kommt ihr nun der Bindungskonflikt in die Quere. Man kann nicht beides nebeneinander machen, oder man überfordert sich, wenn man beides nebeneinander tut. Aus diesem oder aus vielen anderen Entfremdungsvorgängen als den geschilderten, die ihnen meistens unbewußt bleiben und damit nicht leicht zu redigieren sind, entsteht die neue Situation. Da muß man, meine ich, tolerant sein und in Frieden auseinandergehen können. Gewiß, schön ist es nicht: Kinder sind da, wer sorgt dafür, können sie all die Traumen verwinden? Aber ich glaube, man muß sich hier auf Toleranz einigen.

HK: Das sind bekannte Tatsachen. Die Frage, die sich stellt, ist: Hier konkurriert, ich würde sagen, in klassischer Weise das Toleranzgebot mit Verpflichtungen gegenüber Dritten. Und ich habe da den Eindruck, daß ein einseitig individualistisch gehandhabtes Emanzipationsdenken, diesem Sachverhalt nur schwer gerecht zu werden vermag ...

Mitscherlich: Es empfiehlt sich Vorsicht an diesem Punkt, denn ich glaube nicht, daß die Familie das oberste Entwicklungsplateau ist, auf dem sich die Menschheit begegnet. Ich glaube, daß man, wie man mit der Schule experimentieren muß, wobei ich das Wort experimentieren sehr ernst nehme, daß man auch bei sozialen Bindungsvorgängen zunächst sehr tolerant sein muß. Man muß sehr genau hinsehen, was man tut, was man an Belastungen auf sich nehmen, was man sich zumuten kann. Die Familie war durch Jahrhunderte nur allzuhäufig ein schreckliches Gefängnis. Es wäre schön, wenn es anders wäre, aber es war nicht anders. Nehmen Sie das unlängst in Amerika erschienene Buch von Lloyd de Mause „Hört ihr die Kinder weinen“, in dem die Geschichte der Kindheit untersucht wird. Der Psychohistoriker nennt die Kindheit einen schrecklichen Traum, aus dem wir schrittweise erwachen. Die Ehe kann ein Gefängnis und sie kann eine glückliche Einheit sein; beides kann sie sein.

„Sind Vorbilder unbedingt ein Generationenproblem?“

HK: Geschichtlich mag das mit dem Gefängnis teilweise so sein, obwohl es auch da sicher Gegenbeispiele gibt. Für die Gegenwart kann ich es *insgesamt* nicht so empfinden. Mehr und mehr scheint sich doch der partnerschaftliche Typ von Ehe durchzusetzen. Die Unterordnung unter materielle Werte ist z. B. sicher weiterhin da, aber das eigentliche Problem ist doch wohl das Lernen und Aushalten von Partnerschaft und das setzt natürlich Bindungsfähigkeit und Bindungsbereitschaft voraus?

Mitscherlich: Dem kann ich weitgehend zustimmen, trotz Vorbehalten. Das Aushalten von Partnerschaft ist oft an Geduld geknüpft. Ob sich aber eine Partnerschaft herstellen und aushalten läßt, kann man nicht selten erst nach einem längeren gemeinsamen Leben ermessen. Ich beziehe als Psychoanalytiker meine diesbezüglichen Erfahrungen natürlich vorwiegend aus dem pathologischen Bereich. Aber die Grenzen von pathologischem und „normalem“ Arrangement sind hier enorm fließend. Wenn ich in einer Familie zunächst den als „krank“ Bezeichneten sehe, verlasse ich mich nicht auf das familiäre Urteil, sondern versuche, ein Bild aller Beteiligten zu bekommen. Diese Beobachtungen machen einen, was die Dauerhaftigkeit der Ehe betrifft, nicht zu optimistisch. Es gibt zu zahlreiche Entwicklungen, die im Laufe des Lebens, fast würde ich sagen, erwartungsgemäß, nach der inneren Logik eine Ehe zum Scheitern verurteilen.

HK: ... was nur unterstreichen würde, wie schwierig Partnerschaft in Wirklichkeit ist. Aber ich wollte noch von einer anderen Seite her fragen und damit auf einen Kernpunkt unseres Gesprächs zurückkommen. In Ihren sozialpsychologischen Veröffentlichungen, besonders in Ihrem Klassiker „Auf dem Weg zur vaterlosen Gesellschaft“, erscheint der Verlust von Vorbildern als ein her-

ausragendes Merkmal des gesellschaftlichen Wandels unserer Zeit. Wo sollen sich Vorbilder bilden, bzw. wo sollen sie in erster Linie wirksam werden, wenn nicht im Lebenszusammenhang der Primärgruppen, der Familie ...

Mitscherlich: Wissen Sie, wenn ich Sie unterbrechen darf, mich würde wahnsinnig interessieren, noch zwanzig Jahre leben zu dürfen, um ein solches Nahziel ansteuern zu können: Müssen Vorbilder, nicht in der Kindheit, sondern auch in der Jugend, unbedingt an Älteren gebildet sein? Ist das ein Generationsproblem? Es wird gesagt, der Mensch, das Kind, der Jugendliche braucht Vorbilder, an denen er sich orientieren kann: am Vater, am Lehrer oder an wem immer. Meine Frage ist, genügt das zur Persönlichkeitsbildung, oder muß es da noch etwas anderes geben? Ich würde sagen: das Vorbild sollte über einen Vorrat an brauchbaren Lebenserfahrungen verfügen. Da kann u. U. ein Gleichaltriger recht hilfreich sein. Es gibt doch auch die Möglichkeit, daß Kinder in der Klassengruppe untereinander Vorbilder kreieren. Die Lehrer in den Schulen wissen oft recht gut, wer warum von den Schülern als Vorbild oder Führer angesehen wird, um wen sie sich versammeln und wen sie meiden.

HK: Daß Kinder und Jugendliche sich unter Gleichaltrigen Vorbilder schaffen oder Vorbilder sich durchsetzen, ist sicher kein neues Phänomen. Wird jedoch, damit Fehlentwicklungen in Grenzen gehalten werden, die Leitfunktion von Erwachsenenvorbildern dadurch nicht eher noch wichtiger. Wenn diese aber ausfallen, was tritt dann an ihre Stelle? Ist es nicht so, daß durch den Prozeß der Arbeitsteilung, durch die weitestgehende Trennung von beruflicher und familiärer oder privater Erlebniswelt nicht nur die Vorbildfähigkeit, des Vaters etwa, abnimmt, sondern, daß sich Erlebnis- und Erfahrungsräume beim Kind überhaupt reduzieren?

Mitscherlich: Nicht nur beim Kind. Denken Sie auch an den alten Menschen, der immer länger lebt und immer weniger Funktionen behält, dem immer weniger Sozialfunktionen zugeteilt werden und der jetzt auch noch weniger arbeiten soll ... Aber zu Ihrer eigentlichen Frage. Wenn wir die Sprache beim Schlafittchen nehmen, so heißt Vorbilder – ich spreche ja mit Bedacht im Plural – die Bildlichkeit des Menschen in Situationen, in denen er geprägt wird, in denen er sich entfaltet, in denen er an Profil gewinnt. Bisher konnte man dies an Tätigkeiten ablesen. Beim Vater, der Schuhmacher ist, hatte das Kind ein Bild vor sich, wenn es sich den Vater vorstellen wollte. Auch beim Lehrer ist die anschauliche Vorbildlichkeit gewahrt. Der Lehrer unterrichtet, das kann man sehen. Aber was ein Versicherungsangestellter tut, davon hört die Familie fast ein ganzes Leben lang nichts; da gibt es nichts herzuzeigen, da kann man keinen Vorbildereindruck gewinnen: da spielt sich alles in ganz verschiedenen Abteilen ab. Da können Erfahrungen nur vermittelt, nicht ausgetauscht werden. Das ist ein Riesenproblem, das m. E. noch viel zu wenig untersucht ist.

„Das ist buchstäblich die Zielfrage ins Dunkel der Zukunft“

HK: Deshalb nochmals die Frage: Wenn Vorbilder sich gesellschaftlich reduzieren, wenn sie ihre Aufgaben nicht mehr wahrzunehmen vermögen, was ist dann? Können Sie entbehrlich werden? Wer bzw. was tritt an ihre Stelle?

Mitscherlich: Dies ist buchstäblich die entscheidende Zielfrage in das Dunkel der Zukunft. Ich kann mir eine Gesellschaft nicht vorstellen, die ohne Vorbilder leben könnte. Das habe ich auch in dem von Ihnen zitierten Artikel gemeint, wenn ich dort in Zusammenhang mit der Verkümmern von Werthaltungen feststellte, in unserer Wohlstandsgesellschaft werde Betrug schon so behandelt, als ob es sich um Mundraub handelte. Da fehlten offenbar in Kindheit und Jugend die ordnungssetzenden Vorbilder. Für mich ist das aber auch eine politische Frage. Ohne Vorbilder, ohne daß sie sich auf Vorbilder einigen kann, ist die Gesellschaft schwach. Aber viele Politiker scheinen partout verhindern zu wollen, daß sich Alternativ-Haltungen bilden und über sie neue Vorbilder zum Zuge kommen bzw. kommen könnten.

HK: Sind aber gerade angesichts des Mangels an stabilisierenden Vorbildern nicht auch alternative Trends, soweit sie zur Vermassung führen, in der zu erwartenden Wirkung zumindest sehr ambivalent?

Mitscherlich: Nach meiner Meinung ist für die Herausbildung von Vorbildern in der Gesellschaft Ambivalenz, als die Möglichkeit des Durchspielens alternativer Modelle, gerade notwendig. Die Masse aber erträgt Ambivalenz nicht; sie tendiert zur Vereinheitlichung und über die Vereinheitlichung zur Überidealisation von „Führern“ und damit zur Diktatur. Hitler war überidealisiert.

HK: Wenn das Fehlen von Alternativen in der Massengesellschaft zur Diktatur führt, dann möchte ich noch von einer anderen Seite her fragen. Sie hängt mit dem Komplex Glückserwartungen zusammen. Ist es gegenwärtig nicht vielfach so, daß sich die Glückserwartungen einseitig an die Institutionen, an die Gesellschaft, an den Staat richten? So wie Ihr Abiturient von seiner Bank erwartet, daß sie ihm alle beruflichen Wünsche nach schon geplanten Fristen erfüllt. So erwartet „man“ vom Staat, daß er alle Probleme politisch oder per Verordnung löst. Dazu bedarf es aber des Attributs der Allmacht; da ihm das fehlt, wird der Staat unversehens zum Sündenbock, der so ziemlich an allem Übel schuld ist, weil er die Erwartungen nicht erfüllt ...

Mitscherlich: Sie haben mit der Fragestellung deren Beantwortung bereits mitgeliefert. Ich kann es von mir aus nicht anders sagen. Sie wissen, ich habe selbst immer von der tausendbrüstigen Mutter Staat gesprochen, von der man meint, alle Befriedigung einfordern oder erwarten und jeden Anspruch anmelden zu dürfen glaubt. Hierin liegt

sicher eine der primären Gefahren für den Verlust von Freiheit. In dem Maße, in dem man den Staat überfordert, in dem Maße ist er auch gezwungen, mehr Zwangsmittel einzusetzen. Und in dem Maße, in dem er überzogene Erwartungshaltungen nicht selbst abzubauen versucht, indem sich Regierungen opportunistisch verhalten, wird er auch für das zur Rechenschaft gezogen, was er nicht oder nicht allein verschuldet hat.

„Die meisten Menschen unterwerfen sich ... aus Schläue und Angst“

HK: Sie sprachen in der FAZ vom „Einsturz des Primär-ethos“. Ist das nicht weitgehend auf verkümmerte Gewissensbildung zurückzuführen?

Mitscherlich: Die Frage der Gewissensbildung ist bei den meisten Menschen eine Frage der Opportunität: Man paßt sich im Instrument des Gewissens an, weil man sonst Strafe zu erwarten hat. Die meisten Menschen erbringen nur wenig eigene Kulturleistungen, sondern unterwerfen sich mit Schläue und aus Angst. Wenn die Kontrolle aufhört, merkt man am Verhalten der meisten, daß die Normen und Gebote, die durch die Gewissensinstanz vermittelt werden, nicht wirklich tieferreichend internalisiert wurden, sondern oberflächliche Regulationen gegen die Triebbedürfnisse geblieben sind. Freud spricht von „Kulturheuchelei“.

HK: Wenn der Druck der Sanktionen wegfällt, neigen wir also zur Beliebigkeit und orientieren uns an den uns nächstliegenden Interessen?

Mitscherlich: Ja, ich muß der Gerechtigkeit halber hinzufügen: vielfach schon deswegen, weil die Verhältnisse in der Welt insgesamt so ungeheuer ärmlich sind, daß es zur Internalisierung gar nicht kommen kann. Sie stehen, weil es für sie Mundraub ist. Sie tun etwas Illegales, weil sie die Bedürfnisse in diese Richtung treiben. Der ethische Entschluß: das sollst du nehmen, das darfst du nehmen, das darfst du nicht nehmen, das mußt du liegenlassen, obwohl die Chance da ist, sich zu bereichern, dieser ethische Entschluß ist seltener, als wir denken. Die meisten Menschen dieser Erde sind aber so arm, daß ein ethisch erzwungener Verzicht bei ihnen so viel schwerer wiegt als in unserem relativen Reichtum. Die meisten Menschen handeln unter dem Diktat jeweilig aktualisierter Strafängste. Sie sind irgendwie verführt und zur gleichen Zeit empfinden sie Strafangst.

HK: Treffen Sie damit eine generelle Feststellung, oder glossieren Sie ein besonderes Zeitphänomen?

Mitscherlich: Es ist so: In dem Moment, in dem die äußere Aufsichtsbehörde wegfällt, zeigt sich, daß das sozial-konforme Verhalten ein von außen erzwungenes ist, und kein

von innen agierendes. Das von innen agierende Gewissen bzw. das, was wir unter Gewissen verstehen, die Fähigkeit, Triebbedürfnisse aufzuschieben oder mit Triebbedürfnissen kontrollierend umzugehen, ist nicht sehr ausgeprägt. Das gilt sicher in unserer Situation besonders, es handelt sich aber auch um eine allgemeine Erfahrungstatsache. Was wir immer und immer wieder vergessen, ist die Anschauung der entsetzlichen Armut, in welcher eine wachsende Vielzahl von Menschen sich befindet. Wenn sie nicht noch viel krimineller sind, dann doch nur aus Angst. Wer so wenig liebevoll von seiner Kultur behandelt wurde, wie sollte es dem leicht oder leichter fallen, sozial zu bleiben?

HK: Wenn ich bedenke, was Sie jetzt – ob sozial und psychisch verursacht – zur Ich-Schwäche menschlicher Kreatur – Beherrschung durch Strafangst, Opportunismus als Regel, wenn die Angst vor Sanktionen entfällt – sagen, und das mit dem vergleiche, was Sie in einem früheren Teil unseres Gesprächs über die Entwicklung alternativer Programme und Lebensformen, die sich über den Weg politisch-demokratischer Entscheidung durchsetzen sollen, ausgeführt haben, dann frage ich mich: Ist solches Denken und Entscheiden in Alternativen, sobald es Praxis wird, nicht fast notwendig dergestalt, daß es das Ich überfordert, zumal in weitgehend anonymen Sozietäten Vorbilder und Identifikationsmöglichkeiten in den zwischenmenschlichen Primärräumen fehlen. Müssen da Gesellschaften, aus dem mon-archischen Orientierungssystem freigesetzt, nicht ins An-archische abgleiten? Für mich stellt sich hier nicht nur die Frage nach den Wertbindungen, die das Abgleiten ins Selbstzerstörerische oder den Umschlag ins Totalitäre verhindern sollen, sondern die nach den sozial-psychologischen Voraussetzungen und Grenzen der Reformfähigkeit von Gesellschaften. Oder noch einmal anders gefragt: Wo muß die Ich-Stärkung psychologisch, gesellschaftlich, pädagogisch ansetzen, damit solche Gefahren abgebaut werden?

Mitscherlich: Wir Europäer sind reiche Nationen: wir stehen mit Jahrtausenden unserer Geschichte in Wissenskontakt. Die Milliarden Bewohner von Lehmhütten haben kaum noch ein solches Geschichtsbewußtsein, sie haben es auf dem Weg von ihrer Heimat ins städtische Proletariat eingebüßt. Wie soll man da die Voraussetzungen für Ich-Entwicklung, für menschliche Reifung schaffen? Ich sehe die Vorzugsstellung, die wir Europäer uns geschaffen haben, aber ich sehe auch den Neid und Haß derer, die nicht so vom Schicksal begünstigt wurden. Nichts ist hier statisch, alles kann sich über Nacht ändern. Dabei habe ich den Eindruck, daß der Strom der Anarchie schwillt.

„Die Heilung von einem quälenden Über-Ich bedeutet nicht Neutralisierung des Gewissens“

HK: Wenn wir bei dem Komplex Wertbewußtsein und Gewissen im Rahmen unserer europäischen Zivilisation

bleiben, läßt sich dann nicht auch die Frage stellen, ob die Psychoanalyse nicht in ihrer Gesamtheit, aber in Teilen ihrer Vertreter nicht ein Stückweit selbst zur Neutralisierung des Gewissens beigetragen, indem sie dieses in erster Linie nur als psycho-sozialen Prozeß und weniger als Instrument sittlichen Lernens und Verarbeitens dargestellt hat?

Mitscherlich: Sittliches Lernen, das würde doch in unserer Terminologie bedeuten, daß die Handlungen eines Menschen weitgehend vom Gewissen als seinem Ich und nicht von seiner Triebhaftigkeit, vom Es kontrolliert sind. Aber da kommt die Funktion des Über-Ichs hinzu. Dieses ist ohne Zweifel je nachdem, ein Verbiegendes oder aber eines, das sich der Ich-Kontrolle zu bedienen vermag. Das macht dann das Gewissen doch oft zu einem sehr schreckhaften Dämon. Und es ist nun einmal so, daß viele Menschen von ihrer naiven Unsittlichkeit nur deshalb nie Gebrauch machen konnten, weil sie die „Bisse“ eines solchen schreckhaften Über-Ich-Gewissens verspürten. Die Heilung von einem quälenden, lustfeindlichen Über-Ich bedeutet nicht Neutralisierung, heißt nicht Indifferenz gegen das Gewissen, sondern dessen Ausbalancierung gegen berechtigte Wünsche. Rücksichtslose Triebbefriedigung ohne Ansehen der Person, die Verwendung des Menschen als Mittel zum Zweck ist darin nicht enthalten. Insofern darf man der Psychoanalyse keine antisittliche Tendenz vorwerfen. Tatsächlich ist sie in vieler Hinsicht eine Befreierin gewesen von pathologischen Zwängen, die sich als Sittlichkeit verstanden.

HK: Neigt man in der Psychoanalyse aber nicht gerade wegen der Betonung des kontrollierenden, gelegentlich quälenden oder gar krankmachenden Über-Ichs (gewissermaßen als Folge davon) zu einer Unterbewertung oder psychologischen Weginterpretierung des Gewissens? Die Rettung des Ichs vor dem Zugriff des Über-Ichs scheint doch nicht selten auf Kosten und nicht, wie es eigentlich zu erwarten wäre, auf „Vorteil“ des Gewissens zu erfolgen.

Mitscherlich: Das mag in der Vergangenheit so gewesen sein hie und da, als die Psychoanalyse als die utopische Befreierin erschien, die die Fesseln von der gequälten Kreatur streift. – Ich persönlich kann mich an keinen Fall erinnern, der gewissermaßen eine Amputation eines Gewissens durch eine Psychoanalyse erdulden mußte. Ich weiß auch von keiner professionellen Gruppe von Analytikern, die so gewissensfeindlich argumentieren würde. Ich weiß aber natürlich von Menschen, bei denen die Analyse einen tiefen Eingriff in ihre Persönlichkeit bedeutete. Wenn das Über-Ich bei dieser Behandlung eine bedeutende Rolle spielte, so kaum, weil der Kranke von seinem Über-Ich aus der Philosophie des Therapeuten heraus befreit werden sollte, sondern weil – wie gesagt – das Über-Ich in eine gesündere Relation zum übrigen psychischen Geschehen gebracht werden soll. Wir sind vielleicht sensibilisiert gegen Über-Ich-Verluste. Dahinter steht, daß wir wissen, wie unsinnig, wie krankhaft übersteigert Über-

Ich-Forderungen im Leben eines Menschen sein können. – Wenn wir von Gewissensverlust sprechen, sollten wir im Auge behalten, daß Hypertrophie des Gewissens nicht seltener vorkommt und zur Qual werden kann.

HK: Ich habe die letzte Frage deshalb zugespitzt, weil Sie in Ihrem FAZ-Beitrag sehr ausdrücklich das Fehlen von Schuldgefühl, von Schuldbewußtsein ansprechen und indirekt auch das Fehlen an Bereitschaft, Schuld auch zu verantworten, sie nicht zu verdrängen. Sind denn letzten Endes nicht die gleichen Ursachen am Werk?

Mitscherlich: Zum Schuldbewußtsein nur noch diese Anmerkung: Schuld entsteht aus dem Empfinden der Schwäche den Es-Kräften gegenüber. Wenn Ich und Es neben dem Über-Ich die großen Instanzen des seelischen Lebens des Menschen sind, dann darf man keine von ihnen isoliert beurteilen. Manches, das auf den ersten Blick „unsittlich“ erscheint, nimmt sich schlußendlich bei der Synopsis eines Geschehens ganz anders, nämlich recht verantwortungsvoll aus.

HK: Es gibt aber gegenwärtig – wir haben diesen Aspekt bereits anderweitig angesprochen – eine gesellschaftlich verbreitete Tendenz, Schuld vom Ich weg vornehmlich in die Institution, in die Gesellschaft zu projizieren ...

Mitscherlich: Das wäre genau die halbe Wahrheit. Es ist nicht so, daß ich die Last zu verantwortender Schuld einfach abschütteln könnte, wenn es die Interessen derer, die mich ausbeuten, nur zuließen. Es ist nur die halbe Wahrheit, weil ohne Gewissen der Mensch zur Bestie entartet. Aber die halbe Wahrheit ist auch Wahrheit. Es gibt in der gegenwärtigen Welt einfach ein Unmaß an seelischer Brutalität und Angsterweckung. Aber dieses ist nicht durch ein und dieselbe Gruppe von Leuten verursacht, die den anderen das Brot wegnehmen wollen; es partizipieren viele daran. Das Schlüsselmotiv der Angsterweckung taucht in sehr vielen Gestalten auf.

„Ich möchte nur anfügen, daß Religion nicht bedeutungslos sein kann...“

HK: Vielen Ihrer Äußerungen entnehme ich eine unterschiedene Skepsis gegenüber transzendenzgebundenen, am Glauben oder an einem theonomen Ethos orientierten Werten bzw. Werthaltungen, sittlichen Imperativen, Geboten ...

Mitscherlich: Wie meinen Sie das? Skepsis gegenüber welchen Werten?

HK: Sie sprechen einerseits von den „großen Werten, die um Anerkennung in metaphysischer Dimension bemüht sind“, und sagen andererseits, aus der Transzendenz sei das Erscheinen von Geboten, die uns angehen und uns zu stetiger Auseinandersetzung herausfordern, nicht zu erwarten. Sie warnen vor der Festlegung auf „Ewigkeitswerte“,

und schon zu Beginn unseres Gesprächs markierten Sie Tabus, die sie aus dieser Richtung vermuteten. Ich frage mich nun, ob hier neben metaphysischen Aspekten nicht auch geschichtlich-existentielle Erfahrungsgründe für solche Warnungen mit ausschlaggebend sind. Sie prägten in einer interdisziplinären Diskussion (Das beschädigte Leben, S. 38) einmal das Wort – im „Kampf um die Erinnerung“ tauchen ähnliche Gedankengänge auf – von der „Schuldkultur, an der die Menschheit gnadenlos gelitten hat“. Nun hat gewiß das religiöse Über-Ich, wenn ich es einmal in Ihrer Sprache ausdrücken darf, wie viele andere sich wandelnde Kulturfaktoren auch zu Verklemmungen menschlicher Psyche, auch der Sozialpsyche, beigetragen. Einer Ihrer Schüler, der Katholik Albert Görres, hat das Wort von den ekklesiogenen Neurosen eingeführt. Mir ist aber nicht einsichtig, wie das Verdikt von der Schuldkultur Religion, Christentum, schlechthin treffen soll ...

Mitscherlich: Das ist auch wieder eine halbe Wahrheit ... Mir fehlt leider die Zeit und vielleicht auch die Kenntnis zur Erörterung des Zusammenhangs von Religion und Psychoanalyse. Ich denke, das sollte in einem anderen Gespräch geschehen. Ich möchte nur anfügen, daß Religion nicht bedeutungslos sein kann, wenn sie so vielfältig die Geschichte der Menschheit begleitet hat. Mir selbst hat sie in den mir entscheidend erscheinenden Augenblicken meines Lebens nichts bedeutet. Ich denke und hoffe, dies könne sich für mich als definitiv erweisen. Aber ich verstehe die Bemerkung nicht missionarisch.

HK: So würde ich sie auch nicht interpretieren. Aber auf die Frage, ob das die ganze Einschätzung der Religion sein kann, darauf käme es mir schon an ...

Mitscherlich: Also ich bin überlegter Atheist, überlegt soweit es meine Kraft zuläßt. Das sage ich aber im vollen Bewußtsein dessen, daß ich mich in viele Menschen nicht einfühlen kann, für die das religiöse Erlebnis – Freud spricht im Briefwechsel mit Romain Rolland einmal vom „ozeanischen Gefühl“ – wesentlich ist. Ich verstehe aber, daß dieses Gefühl vielen Menschen Trost, Erleichterung bietet. Und ich weiß, daß eine Lebenspraxis, die es erlaubt, daß ich in die Kirche gehe, allein, morgens, und hinknie und bete und so eine innere Auseinandersetzung mit mir selbst habe, den Menschen nicht einfach verdimmt, indem sie ihm einschärft, er solle nur aufs Jenseits hoffen, wo es ihm besser gehen wird. Eine solche Lebenspraxis als Selbstbeschwindelung darzustellen, eine solche Interpretation wäre nicht nur hart und unfreundlich, sondern sicherlich auch falsch. Das Beten-können, auch als Atheist weiß ich, wovon ich rede, ist kein Vorgang, der nur als Abwehr von Ängsten zu erklären ist, sondern er ist auch eine Möglichkeit, mich selbst besser kennenzulernen ...

HK: Begegnung mit sich selbst, das kann ein Kreisverkehr sein, aus dem ich nicht herauskomme, sie kann aber auch, gut augustinisch, in den Grund meiner selbst hinabführen ...

„Besinnung in einer Welt ungeheurer Unrast“

Mitscherlich: Ich habe die Vorstellung, daß Begegnungen mit mir selbst notwendig sind, damit ich mich nicht in dieser Welt der Interessen verliere, und ich meine, daß Gebet ein solcher Vorgang der Besinnung in einer Welt ungeheurer Unrast und Unruhe sein kann. Ich halte es für eine antikerikale Übertreibung des 19. Jahrhunderts, wenn man meinte, Glaube und Gebet dienten nur der Anerziehung eines Gehorsams bis zur totalen Aufgabe des eigenen Selbst. Ich stelle mir zwar, kindlich wie ich bin, vor, daß es beispielsweise bei den Jesuiten so eine Taktik gibt bzw. geben kann, die Menschen zwar wohl in eine Freiheit entläßt, aber letztlich doch in eine, die so ausgestaltet ist, daß man sie mit Sicherheit verliert. Aber das möchte ich in unserem Zusammenhang wirklich nur als eine Nebenbemerkung gesagt haben.

HK: In Ihrem Beitrag in der FAZ stellten Sie fest, die „großen Werte“, die metaphysische Begründung in Anspruch nehmen, würden in unserer Gesellschaft weitgehend neutralisiert. Es fehle ihnen das emotionale Echo. Dies dürfte als Ergebnis einer nüchternen Gegenwartsanalyse auch nicht zu bestreiten sein. Ich möchte aber einmal umgekehrt fragen: Wird die notwendige Sensibilität für Werte und Werthaltungen, die nicht der unmittelbaren Wahrnehmung von Interessen oder Bedürfnisbefriedigung dienen, nicht entscheidend dadurch beeinträchtigt, daß Werte emotional gerade deshalb nicht zum Tragen kommen, weil die Verankerung des eigenen Lebenssinnes in einer übergreifenden, durchaus auch transzendent gemeinten Wertordnung fehlt, wobei ich gewiß nicht den Fehler der Wertphilosophie machen und Erkennen gegen Gefühl, Emotionalität gegen Rationalität ausspielen möchte?

Mitscherlich: Ich kann dazu nicht sehr viel sagen, weil ich das Wort Transzendenz für erklärungsbedürftig halte und ich nicht weiß, zu was sich, wenn man länger darüber meditiert – Meditieren wäre ja auch eine Form der Besinnung –, Transzendenz entwickelt. Ist es nur eine Respektparole, eine Grenzziehung: Hallo, hier beginnt die Transzendenz, so ähnlich wie man sagt: Hier beginnt die DDR?

HK: Daß mit dem Wort oder dem Begriff Transzendenz vielfach so hantiert wird, möchte ich überhaupt nicht bestreiten. Was ich damit meine, ist, auf einen, wie ich zugebe, sehr knappen Satz gebracht: Gott, der meinen je persönlichen Verantwortungsraum in Welt und Gesellschaft konstituiert ...

Mitscherlich: Ich ende mit Besinnung. Das ist meine Antwort auf Ihre Frage, ob es Transzendenz ist, was unserem Verhalten die Gültigkeit gibt, ob das gleichsam die Kraft ist, die immer wieder auftaucht und die Welt zurechtrückt oder jedenfalls Forderungen stellt; nicht nur beschenkt, sondern auch Forderungen stellt. Das Gespräch hat mich sehr interessiert, weil man natürlich, wenn man allein ist, nicht so spontan über diese Dinge nachdenkt, jedenfalls ich nicht. Man vollzieht eben dann vieles mit nur halber Bewußtheit. Und es war gut, daß der transzendente Einschlag, der von der ersten Frage an fühlbar war, nicht frühzeitig übermächtig geworden ist. Wir hätten sonst mit einer Beweisführung vorlieb nehmen müssen, mit der wir nicht vorlieb nehmen brauchten, weil es uns gelungen ist, über wesentliche Dinge zu reden, ohne dabei von Stereotyp-Vorstellungen, die ja übermächtig werden können, überwältigt zu werden. Wir haben also, würde ich sagen, stoisch argumentiert. Da dies meine Philosophie ist, bin ich natürlich befriedigt. Ob Sie es sind, weiß ich nicht.

HK: Ich glaube, Dissens und Übereinstimmung sind sehr deutlich geworden. Freundlichen Dank!

Dokumentation

Der Marxismus, der Mensch und der christliche Glaube

Eine Erklärung des ständigen Rates der französischen Bischofskonferenz

Im Augustheft (vgl. S. 384 ff.) haben wir über zwei Stellungnahmen der französischen Bischöfe zum Verhältnis von Christentum und Marxismus berichtet. Auf vielfachen Wunsch veröffentlichen wir hier in eigener Übersetzung den Wortlaut des ersten Dokumentes mit dem Titel „Der Marxismus, der Mensch und der christliche Glaube“. Dieses Dokument versteht sich als Grund-

satzpapier, nicht als Stellungnahme zur Tagespolitik, auch nicht als eine Wegweisung für Wahlentscheidungen. Die Bischöfe heben in einer einleitenden, hier weggelassenen Bemerkung hervor, um was es im wesentlichen geht: um die Forderung an die Christen, die sich im Felde marxistischen Einflusses bewegen, „in den Begegnungen mit dem Marxismus lucide zu sein“. In diesem Ver-